

Macht und Gnade

Zur Werkgestalt Reinhold Schneiders

Von HEINRICH KREUTZ S. J.

In den Jahren des Krieges, als jeder mehr und mehr von der totalen Macht „im Einsatz erfaßt“ wurde als Teil einer ungeheuren Maschine, als der würgende Griff der Übermacht an den Fronten und in den Luftschutzkellern unserer Städte sich immer enger schloß und der Raum zwischen Macht und Übermacht, den beiden Mauern unseres Kerkers, immer schmaler wurde, da wurden für viele die Schriften Reinhold Schneiders ein Ruf in die Freiheit, eine Sinngebung des sinnlosen Geschehens, eine Erleuchtung der Nacht. Von Hand zu Hand gingen die Sonette und Prosaschriften, handgeschrieben, in Durchschlägen oder gedruckt in einer unbekannten Druckerei des besetzten Gebietes. Feldpostbriefen und Beileidsschreiben an Angehörige der Gefallenen wurden sie beigelegt. In den hinterlassenen Papieren der Toten wurden sie gefunden und im Luftschutzgepäck mitgetragen. Viele seiner Verse waren Gebete der Bangenden und Hilflosen.

Als andere Worte menschlichen Trostes unbeholfen wurden vor der Größe des Leides und oft als fromme Phrase erschienen vor der einzigen Realität, in der wir lebten und starben, da drangen seine Worte und Verse durch, öffneten den Herzen den Raum einer unsichtbaren Wirklichkeit so, daß sie spürbarer wurde als alle brutale Macht: den Raum des lebendigen Gottes. Die Wahrheit war da, stark, groß, überzeugend mitten in aller Lüge; ein Licht war da, ein wirkliches, unauslöschbares, mitten in allem Dunkel. Gott war da, realer als Krieg und Macht und Sterben; der wirkliche, personale Gott war da, mitten im Abgrund des Menschen. Gnade war da, in der Macht.

„Diese Verse können und wollen das Dunkel nicht verleugnen, aus dem sie kommen, und sie wollen doch ein Gruß des Lichtes sein. Das Licht ist auf eine dunkle Landschaft gefallen, auf eine schwere Zeit und ein verwirrtes Leben, und es hat sie durchleuchtet. Das ist ja das Geheimnis der Apostelworte, daß alles zu leuchten vermag, was man ans Licht bringt, auch das Dunkelste und Schwerste, das Leid der Verirrung und der Schuld, und alle Erdennot und noch die tiefste Trauer. . . . Und somit kommt es auch nicht mehr auf das Persönliche an; es ist nur die Stimme, die an die Herzen rühren möchte. An der Stimme liegt nichts, aber alles an der Aussage: an der Verkündigung der Wahrheit und ihrer Gewalt, am Lobe des großen Planes, der hinter der Zeit und einem jeden Leben steht und sie zu Trägern des Lichtes macht.“ So schreibt Reinhold Schneider im März 1942 in der Einleitung zu einer als Manuskript gedruckten Tornisterausgabe seiner Sonette und Aufsätze. Aussage, Verkündigung der Wahrheit und ihrer Gewalt in der gegenwärtigen Stunde für den Menschen dieser Not. Nicht einer dichterischen,

sondern einer religiösen Sendung ist Reinhold Schneider und sein Werk bis ins Innerste und bedingungslos verpflichtet. Dieser Sendung dient die Gestaltungskraft seiner Sprache, die so genau die gegenwärtige Not des sichtbaren Daseins ins Wort faßt, daß das den Menschen nicht Sagbare rein ausgesprochen wird und das Unsichtbare so klar in Bild und Vers prägt, daß es als das Tragende und Eigentliche gespürt wird. Der Dichter spricht nicht nur vom Licht im Dunkel, sondern es leuchtet wirklich im Dunkel auf. Der Drang dieses Sendungsauftrages ist die Ursache seiner unermüdlichen Schaffenskraft. Sein Werk und sein Wort bezeugen dies. Als in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch im Herder-Verlag eine Kleinschrift nach der andern erschien, als viele der neuen Zeitungen und Zeitschriften einen Beitrag, oft als eröffnende Einleitung, von ihm erbat und erhielten, da waren manche, die sein Gesamtwerk, auch das seiner früheren Jahre, kannten, überschauten und schätzten, besorgt um die Höhe der dichterischen Qualität seiner Veröffentlichungen. Sie wissen nun, daß das Urteil der literarischen Kritik diesem Dichter wirklich völlig gleichgültig ist. „Ich will nichts anderes, als möglichst vielen Menschen in ihrer Not helfen.“ Dem Ethos dieser Sendung ist heute jedes Wort Reinhold Schneiders verpflichtet. „Das Wort eines Autors wird heute nicht mehr als ein literarisches Wort, sondern als ein Bekenntnis gesucht und aufgenommen. Nur das Wort, das gelebt und vertreten wird, gilt: dies ist ohne Zweifel ein großes Gnadengeschenk der Zeit. Aber eben ein solches Wort läßt sich nicht erschleichen. Es ist das Geheimnis seines Klanges, daß es von einem Menschen gesprochen wird, der immer aufs neue ringt um die Kraft, für dies Wort einzustehen¹.

Die Intensität der geschichtlichen Stunde unmittelbar nach dem deutschen Zusammenbruch fordert so dringlicher als je sein zeugendes und deutendes, helfendes und läuterndes Wort.

„Zurufe, eingegeben von der Not des großen Schweigens, das den entsetzlichen Vorgängen und Enthüllungen folgte . . ., sie wollen erinnern an die Schöpfung und ihre Ordnungen, die den Sturm der Geschichte überdauern; . . . sie wollen den Frieden als eine große Möglichkeit, eine ernste Aufgabe — nicht etwa eine Gegebenheit — an die Herzen tragen. Denn der Friede muß vor allen Dingen getan werden in unserem inneren Leben, dessen wir mächtig bleiben und das wir verantworten müssen in jedem Falle. . . . Auf der Wandlung, dem Vollzug des inneren Friedens ruht alle Hoffnung“².

Ohne den religiösen Sendungsauftrag ist die heutige Werkgestalt Reinhold Schneiders nicht zu begreifen, aber dieser Sendungsauftrag ist ergangen an einen Dichter und Gestalter, dessen geistige Welt und Bildung, Leidenschaft und Begabung von jeher ihren Raum hat in der Geschichte des Abendlandes; nicht so sehr in ihrem äußeren Geschehen als vielmehr in ihrem inneren Geheimnis, ihren verborgenen Kräften und Gewichten. Und wenn wir in unserer

¹ Aus „Mein Anliegen: Dienst am Geoffenbarten.“ Als Manuskript gedruckt 1942.

² Aus dem Vorwort zu „Gedanken des Friedens, gesammelte kleine Schriften.“ (X und 152 S.) Freiburg i. Br. 1946, Herder.

geschichtlichen Stunde deutlicher als je die Macht als das große eigentliche Gewicht der Geschichte erfahren und begreifen, das uns ohne Gnade belastet und aus aller Ideologie und Romantik auf den harten Boden der Tatsachen herunterzieht, so ist das große Thema im Werk des Dichters, der unser Erfahren im Worte aussagt und dessen helfender Ruf in dieser Stunde trifft: die Macht und die Gnade.

Beide sind da als Realität unsrer menschlichen Welt, beide in ihrer lebendigen Durchdringung, in Gegensatz, Spannung, gegenseitiger Entscheidung, im Verhältnis von Erbe, unausweichlicher Bestimmung, Zwang der geschichtlichen Ereignisse und Schuld. Beide begegnen sich in der Freiheit der Herrscher, der Könige, der Mächtigen, im Erleiden, Aufstieg und Untergang der Völker, im Leben, Gebet und Opfer der Heiligen. Daß beide so wirklich in der Geschichte da sind, nicht nur die Macht, sondern auch die Gnade, daß vor allen humanistischen, idealistischen und materialistischen Ideologien diese Wirklichkeiten da sind, das erweisen und verdichten die großen geschichtsdeutenden Werke Reinhold Schneiders. Sie sind zwar weniger bekannt als die Sonette und Kleinschriften. Sie bilden aber den Kern, die innere Struktur seiner Werkgestalt und geben seinem Rufen in die Zeit eigentlich erst die Autorität des Erfahrenen und Wissenden, des für unsre geschichtliche Stunde zum Verkünden Berufenen. In einem Vortrag über Persönlichkeit und Schicksal Philipps II. hat Reinhold Schneider die sittliche Haltung, in der auch diese Werke geschrieben sind, in die Worte gefaßt: „Die erste Aufgabe der Geschichtschreibung ist, die Wahrheit dessen zu erkennen, was gewesen ist; sie lebt von der Überzeugung, daß die objektive Wahrheit bestehe und erreichbar sei.“ Diese Aufgabe werde verfehlt, „wenn der Glaube an die Wahrheit geschwunden und an seine Stelle ein Zweck oder eine Absicht getreten ist“. Deshalb müsse man jede historische Persönlichkeit „in ihrer Welt und Wirklichkeit sehen, das heißt unter dem Gesetz der Geschichte“, und dürfe sie nicht in die moderne Welt versetzen, um dann darüber zu erstaunen, daß sie sich nicht fügen wolle.

Mit sicherem Blick und Gefühl für die jeweilige Welt und Wirklichkeit einer Epoche oder Persönlichkeit sind die großen Werke Reinhold Schneiders geschrieben. Und Blick und Gefühl dringen durch bis zum Innersten des historischen Gegenstandes. Denn „die Geschichte, sofern sie die Gesamtheit der Lebensphänomene und ihrer Beziehungen umfaßt, hat nicht nur vom Mechanismus der Macht zu berichten, der eingesetzt wird, sich heißläuft und endlich zerbricht; sie hat zugleich das Innerste zum Gegenstand, das nicht immer von Dokumenten bezeugt wird, jene Sphäre, aus der sich die Versuche der Rechtfertigung (der Macht) erheben“³.

Hier ist die Stelle, von der aus die historische Sicht, Forschung und Darstellung Reinhold Schneiders immer wieder zum Erweis der Gnade führt, der Gnade über und in der Macht. „Die Behauptung, daß die Macht einer

³ Die Rechtfertigung der Macht in: Macht und Gnade. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. (330 S.) Leipzig 1940, Insel-Verlag, S. 15.

Rechtfertigung bedürfe, kann zunächst nicht bewiesen werden. Denn sie gilt nur dann, wenn für den Menschen jenseits des Irdischen Maßstäbe bestehen, und fällt, wenn ihm das Irdische und seine Erfüllung als höchstes Ziel erscheinen. . . . Ethik ist für den nur ein Bedürfnis, in dem ein Ethos lebt. . . . Tatsache ist, daß die Rechtfertigung der Macht immer wieder versucht wurde, ja daß dieser Versuch der Rechtfertigung selbst zu einer historischen Macht geworden ist, der den Ablauf der Geschichte mit bestimmte. Ebenso wirklich wie die Ausbreitung der Macht war auch dieses Bestreben, ihr einen Sinn zu geben, mindestens innerhalb der christlichen Zeitrechnung“⁴.

Auf der Höhe der Macht ertönt immer auch die Frage: Wozu? Und „in diesem Wozu ist ja auch ein Wohin und endlich ein Auf-wie-lange“⁵.

Immer geht im Abendland „die Verkündigung des Nichts und damit die furchtbare Frage nach dem Sinn der erreichten oder sich bildenden Macht der Kulmination und dem tatsächlichen politischen Zusammenbruch voraus“⁵.

So bezeugt die Geschichte der Völker und das Schicksal ihrer Mächtigen gerade an den Stromschnellen der Macht, an den entscheidungsvollen Wendungen, daß dieser Strom keinen Sinn in sich trägt, sondern den Sinn eines Dauernden, Übergeschichtlichen fordert, das dann oft genug in starken religiösen Bewegungen, in den Herrschern, die sich im Gewissen vor ihm verantwortlich erkennen oder in den großen Heiligen⁶ als geschichtsbildende und bewegende Macht hervortritt, so daß in der Nichtigkeit und Fragwürdigkeit der Macht die Macht der Gnade für den Historiker sichtbar wird, wenn er nur das Ethos besitzt, das die Überzeugung gibt, daß „objektive Wahrheit bestehe und erreichbar sei“.

Da es die großen Dichter der Völker sind, in deren Werk das Geheimnis der inneren Geschichte ihrer Zeit Gestalt wird, in deren Werk das Gegen- und Ineinander von Zeit und Ewigkeit sich aussagt, so gehören diese Werke zu den wesentlichen Dokumenten, die dem Historiker Reinhold Schneider vorliegen, und die der Dichter Reinhold Schneider meisterlich zu lesen und zu interpretieren versteht. Hierhin gehört sein Werk: „Die Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht.“⁷

Er betrachtet darin den Dichter der „Lusiaden“, der in der Kulmination der politischen Macht des portugiesischen Weltreiches steht, „als Vertreter eines Volkes und seines Schicksals, nicht einer Literatur“. Das Werk des Camoes ist ein einziger Versuch der Rechtfertigung der Macht des portugiesischen Imperiums. Und er schreibt die Lusiaden, nachdem er selbst in Indien Zeuge geworden war, wie grausig hier die Macht schuldig wurde, ja nachdem er selbst beigetragen hat zu dieser Schuld. Und wenn der Dichter auch als Stimme des portugiesischen Imperiums „den Anspruch erhob, Rom, das zugleich als Stadt der Cäsaren wie des Papstes erschien, zu übertreffen“

⁴ Ebd. S. 7.

⁵ Ebd. S. 9.

⁶ So Innozenz III. und Franz von Assisi in Reinhold Schneider: Weltreich und Gottesreich. (IX u. 140 S.) München 1946, Verlag Schnell u. Steiner.

⁷ Leipzig 1930, Jakob Hegner.

(Macht und Gnade S. 8), so war es doch das innerste Leiden des Camoes, daß er, „als er in Ostindien kämpfte, die Berufung zur Verherrlichung eines Reiches fühlte, dessen historische Wirklichkeit er verachten mußte“ (Macht und Gnade S. 11).

Denn er weiß: „das Leben ist kurz; was auch ihm gewonnen wird, es gehört samt dem Leben dem Tod. Dies ist die unverrückbare Erkenntnis, die, von allen gehört, nur in die wenigsten so tief eindringt, daß sie die große Umwandlung vollzieht. Denn mit ihr verflucht der Glanz des Besizes; das, was alle bewegt, verliert plötzlich seine Macht, und das Leben fordert ein neues Gesetz. . . . Der Lebenstrieb ist so mächtig, daß er nicht anders gesättigt werden kann als mit der Ewigkeit oder doch mit der Hoffnung auf sie. Diesem Gesetz folgt Camoes.“⁸

Gewaltig in ihrer innergeschichtlichen Wucht ist die Szene in den Lusiaden, da bei der Ausfahrt der Flotte Vasco da Gamas nach Indien ein ehrwürdiger Greis, der die strenge Tradition des alten Portugal verkörpert, unter dem Volke am Strande den verflucht, der zum ersten Male ein Schiff dem Meere anvertraute, weil er hinter der Festlichkeit der Ausfahrt das Elend und die Schuld und den Untergang sieht, die mit diesem Tage der imperialen Macht- ausdehnung ihren Anfang nehmen.

Ein anderer Dichter tiefer Geschichtserfahrung und der inneren Dialektik von Macht und Gnade in Werk und Leben, dem Reinhold Schneider eine eingehende Studie gewidmet hat, ist Corneille⁹. „Es wird der Versuch gemacht, das Innerste der Aussage Pierre Corneilles — einer Aussage, die aus der Seele kam und diese wieder suchte — zusammenzufassen und von ihr aus des Dichters Stellung in der Geschichte und das geschichtliche Schicksal seines Volkes zu begreifen“ (Vorwort). Von der Tragik der Gloire und der Tragik des Königtums kündigt Corneilles Werk. Und wenn seine Ethik auch rein im menschlichen Raum beschlossen bleibt, so macht doch Reinhold Schneider einsichtig, wie sie in seinem Werk und mehr noch in seinem Leben an die Grenzen dieses Raumes kommt und darüber hinaus weist.

„Der König symbolisiert als die wesenhaft tragische Person das tragische Geschick der Welt. Ist der, zu dem alle hinaufblicken, hinaufverlangen, notwendig von untragbarem Zwiespalt betroffen, so ist die Welt zwiespältig bis in den Grund. Vielleicht ist dieses Vermächtnis Corneilles der Nachwelt am festesten verschlossen. Der Lehre der Aufklärung von der möglichen Beglückung der Menschen stand seine Einsicht in die ursächliche Zwiespältigkeit des Daseins, des wahrhaft großen Lebens entgegen, dem modernen, von der Eitelkeit und dem Selbstbetrug verfälschten Bilde des Ruhmes seine Verherrlichung der Gloire, die auf die Tugend des Verzichtes gegründet war“ (S. 66).

Der Wandel in der Rechtfertigung der Macht: „Von der Religion zur Sitte,

⁸ Die Leiden des Camoes S. 167, 168.

⁹ Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. (100 S.) Leipzig 1939, Insel-Verlag.

von der Sitte zur **Kultur** . . . mehr und mehr ihren Gehalt und die Bindung an das Absolute verlierend“¹⁰ ist die Entwicklung, die durch Reinhold Schneiders Werk über die Hohenzollern¹¹ geht, eine Entwicklung der immer stärker sich bildenden Ethik des Dienstes und damit die Tragik des Königtums in Preußen. Dieses Buch ist besonders in den Abschnitten über Friedrich II. erfüllt von durchdringenden Einsichten in das Wesen der Macht, in ihre Begründung und Erfüllung. Hier ist der König, der aus der Ideologie der Aufklärung gegen Machiavelli schreibt und doch in der Praxis des Herrschens sich ihm ergibt, für den die Gnade keine Bedeutung mehr hat und der in grimmiger Daseinsnot zu dem Gebet findet: „Mein Gott, wenn es einen gibt, rette meine Seele, wenn ich eine habe.“ Es ist der König, in dessen Macht der Untergang sich ankündigt.

Das vielfältige Drama von Macht und Gnade in der Geschichte wie im Schicksal des Mächtigen gelangt erst dort zur höchsten Spannung, wo ein Volk oder ein Herrscher im vollen Bewußtsein irdischer Macht sich unter dem unausweichlichen Anspruch der christlichen Offenbarung weiß, wo die gelebte und geübte Macht ihre Rechtfertigung vor dem lebendigen Glauben versucht. Da wird der Historiker, der Dichter und der Christ Reinhold Schneider am dringlichsten gerufen; da gewinnen Macht und Gnade in seinem Werk am göltigsten Gestalt, so göltig und ins Überhistorische wachsend, daß dadurch auch unsere geschichtliche Situation ihre Deutung erfährt.

Zum erstenmal in der Geschichte tritt die Macht weltimperial im portugiesischen und spanischen Kolonialreich auf. „In der Kolonialgeschichte treten die Gegensätze, um die es sich hier handelt, am deutlichsten hervor. Europa hatte keine andere Idee über die Meere zu tragen als die christliche, mochte nun diese Idee sich jenseits der Meere einpflanzen lassen oder nicht. Weder Gewinn gier noch Abenteuer- und Entdeckerlust hätten genügt, überseeische Reiche zu schaffen: es bedurfte des Kreuzes auf der Fahne; und es gab wohl keinen Konquistador, der sich nicht, ungeachtet der Greuel, die er verübte, dem Kreuz verpflichtet fühlte. Sie alle standen unter dem Schatten eines unlösbaren Widerspruchs; sie mochten ihren letzten Mut dem Glauben verdanken, aber dieser Glaube war der Macht feindlich, die sie begehrten, vor ihm galten nicht die Menschen, sondern die Seelen; und die Seelen waren einander gleich, sobald sie den Weg zu Christus gefunden hatten. Es gab in der Perspektive der Religion keine Herren und Knechte, sondern nur Gläubige und solche, die zum Glauben geführt werden sollten. Hierauf beruht vielleicht zu einem Teil das abendländische Verhängnis, daß der Glaube des Abendlandes in seiner letzten Auswirkung die Macht wieder aufheben mußte, während das Abendland zugleich auf die Ausbreitung dieses Glaubens nicht verzichten wollte und konnte. . . . Keiner der Konquistadoren hätte es gewagt, sich endgültig außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft zu stellen (so wenig, wie die Feinde des Papsttums im Mittelalter auf die Dauer

¹⁰ Macht und Gnade S. 15.

¹¹ Die Hohenzollern. Tragik und Königtum (XX u. 311 S.). Leipzig 1933, Jakob Hegner.

im Bann zu leben oder in ihm zu sterben vermochten). So wurde die Kolonialgeschichte zur politischen und zugleich zur religiösen Tragödie“ (Macht und Gnade S. 11, 12).

Ein Stück aus dieser Tragödie hat Reinhold Schneider gestaltet in seinem Werk: *Las Casas vor Karl V.*¹², und so nennt er es auch: „Szenen aus der Konquistadorenzeit“.

„Bartolomeo de Las Casas, der Bischof von Chiapa, der den Ehrennamen eines Verteidigers und Vaters der Indios trägt, kämpfte während seines ganzen Lebens um den Sinn der spanischen Macht: um die Rechtfertigung des Irdischen und um jene Verknüpfung des Irdischen mit dem Dauernden, die als christliche Forderung betrachtet werden muß. Der Vater des Las Casas war unter denen, die Kolumbus auf seiner zweiten Reise begleiteten. . . . Bartolomeo fuhr im Jahre 1502 über den Ozean, die Interessen zu wahren, die inzwischen seine Familie in Westindien erworben hatte; besser als Berichte über die folgenden Jahre verrät die Lebenswende des Jahres 1510, was Las Casas inzwischen erlebt haben mag: erschüttert von der Predigt eines Dominikaners, gibt er seine Besitzungen und Geschäfte auf, schenkt er den ihm unterstellten Eingeborenen die Freiheit, soweit das in seiner Macht steht; er wird Priester und Anwalt der Mißhandelten und Unterdrückten, deren furchtbares Leiden er bezeugen kann: der Unglücklichen, die unter dem Gebot der neuen Herren so lange in die Meerestiefen nach Perlen tauchen, bis das Meer sie behält, der Kinder, die den Kriegshunden der Eroberer zum Fraße dienen. Es ist damit ein Kampf begonnen, der wenigstens ebenso kühn ist wie die Taten des Cortes und Pizarro und der bald von Las Casas und seinen Anhängern und Gegnern auf beiden Erdteilen geführt wurde; wiederholt trat der Verteidiger der Indios am spanischen Hofe seinen Feinden entgegen; und es wird immer zur Ehre Karls V. reichen, daß Las Casas nicht vergeblich vor ihm erschien. In der Kontroverse mit Juan Gines de Sepúlveda, dem spanischen Kosmographen und Geschichtsschreiber, die im Jahre 1550, während der Hof in Valladolid weilte, dort stattfand, stießen der Verteidiger der unbedingten Macht und der Priester, der um einen Sinn dieser Macht rang, zusammen. Sind die Spanier, wie Sepúlveda behauptet, zur Herrschaft berufen als ein Volk höherer Art, eine *Casta dominante*, ist der Krieg gegen ‚Völker niederer Art‘ als solcher gerecht und selbst heilig; oder gilt auch ihnen gegenüber der Auftrag Christi an die Apostel, den Frieden zu predigen, die Sünden zu vergeben, sollen die Indios zu Christen gemacht und damit den Eroberern gleichgestellt, oder sollen sie unter dem Vorwurf der Abgötterei, der längst schon zum Vorwand geworden ist, ‚bestraft‘, vergewaltigt und vernichtet werden? Las Casas siegte; wenigstens suchte das Gesetz den Eingeborenen zu helfen“ (Macht und Gnade S. 9f.).

Der Disput zwischen Las Casas und Dr. Sepúlveda vor Karl V. ist die dichterische Höhe des Werkes. Die beiden Gegner sind die Anwälte der Gnade

¹² (203 S.) Leipzig 1938, Insel-Verlag.

und der Macht. Der Kaiser, der die Macht hat und übt und sich damit verantwortlich weiß vor der Gnade, hat sich zu entscheiden. Alle drei sind Christen, überzeugte, gläubige Christen. Alle drei reden und handeln aufrichtig nach ihrer Gewissensüberzeugung. So macht Reinhold Schneider in der Verdichtung, die er diesem historischen Geschehen gibt, die Vielschichtigkeit des Problems und in den geschichtlich Handelnden bei allem Bekenntnis zum übergeschichtlichen Gesetz die Befangenheit deutlich, in der sie aus ihren subjektiven Erfahrungen, aus Amt, Beruf, Temperament und Aufgabe stehen. Las Casas weiß: „Jetzt geht es um alles; so oft ich auch über das Meer gefahren bin, habe ich diesen Tag vorbereitet, an dem sich zeigen muß, ob Gottes Reich ein Spott ist für Spanien oder ob Spanien dafür lebt. Ich will ihnen die letzte Frage stellen, ob sie sterben oder leben; ob ihnen die Zeit, das Gold und ihre trügerische Macht mehr sind als die Seele und die Ewigkeit und wie sie sich dereinst verantworten wollen vor unserm Richter“ (S. 114).

„Darauf kommt alles an, daß die Taufe einen neuen Menschen macht. Wollten wir an einem Getauften das ahnden, was er als Ungetaufter getan, so könnten wir ebensogut für eine Untat einen Unschuldigen büßen lassen, der mit dem Täter nichts gemein hat. Unser Herr hat die Welt völlig verwandelt, als er kam; und er verwandelt einen jeden Menschen, zu dem er kommt. Taufen wir, so haben wir kein Recht, die Abgötterei zu strafen; taufen wir nicht, so haben wir kein Recht, nach Indien zu fahren. Darum erachte ich die Kriege gegen die Indios für unerlaubt, die Sklaverei für unchristlich“ (S. 125).

Dr. Sepúlveda antwortet: „Das erste Gesetz sei, Ordnung auf Erden zu schaffen; erst wenn sie begründet sei, gelte die Forderung des christlichen Lebens, die er im übrigen in ihrem ganzen Umfange, im Glauben und in der Hoffnung anerkenne. Wolle man aber das Gebot Christi als ein unbedingtes nehmen und seinen notwendigen Bezug auf die Ordnung des irdischen Lebens übersehen oder hintansetzen, so führe es seiner Einsicht nach zu einer heillosen Verwirrung der menschlichen Existenz, ja, wie der gegenwärtige Streit schon fast beweise, zur Gefährdung eines ganzen mächtigen Volkes. Das schlimmste aber sei, daß diese beziehungslose Hingabe, die von Gott dem Herrn keinesfalls gewünscht sein könne, am Ende der Erfüllung der Gebote Christi selbst widerstreite; denn es müsse sich herausstellen, daß mit der Gefährdung eines christlichen Staates dem Christentum selbst der schwerste Schaden drohe, . . . darum müsse er noch einmal auf das bestimmteste versichern, daß er die Kriege der Spanier, deren Ziel die Unterwerfung und Bekehrung der Indios sei, für eine gerechte, ja eine heilige Sache halte“ (S. 128f.). „Der Staat dient dem Herrn, insofern er wohlgegründet ist; wankt aber der Grund, so müssen wir diesen erst sichern, bevor wir dienen können. . . . Wir haben den gefährlichsten und ruhmreichsten Weg auf den letzten Gipfel der spanischen Geschichte betreten; lassen wir uns jetzt von Träumern, von Rittern im weißen Mantel betören, so stürzen wir ab. In unserer Macht

wurzelt unsere Aufgabe, und wir würden beides opfern und unser Leben dazu, wenn wir dem ‚Vater der Indios‘ folgen wollten“ (S. 140 f.).

In einer abendlichen Unterredung mit Las Casas entscheidet sich der Kaiser: „Ich habe alles, was du gesagt hast, lange überdacht. . . . Du gehörst nicht zu denen, die in der Kutte herrschen wollen oder ein Prophetenamt ergreifen, um über die Könige zu gebieten. Soweit ich dein Leben überschau, hast du es dir nicht deinetwegen schwer gemacht; es ist das Leben eines wahrhaftigen Mannes. Nicht die Irrtümer haben wir ja zu fürchten, sondern die Lüge. Nun glaube ich, daß eine Stimme wie die deine sich nicht von ungefähr erhebt; und auch, daß sie gerade jetzt laut wird, muß von Bedeutung sein. Freilich ist der ‚Doktor Sepúlveda ein treuer Diener, ich möchte ihn nicht missen an seinem Ort, doch an diesen Ort muß er gewiesen werden, an die zweite, nicht an die erste Stelle. Er ist nicht so frei, wie du es bist — als Knecht Christi. Wer neben ihm steht, muß die Dinge sehen wie er und muß ihm recht geben. Wer höher steht, nicht“ (S. 185 f.). „Dies“, sagte der Kaiser, „sind die neuen Gesetze. . . . Nun sind die Indios Menschen, und das Unrecht ist ins Herz getroffen, es muß weichen“ (S. 188). „Die Verhältnisse in den Kolonien werden dadurch völlig umgewandelt werden; da aber die Menschen am Hergebrachten hängen — und sei’s auch am hergebrachten Unrecht —, so werden sie sich mit allen Kräften gegen die Gesetze wehren. Vielleicht müssen wir froh sein, wenn sie sich Schritt für Schritt verwirklichen lassen. . . . Aber wir dürfen nicht davon ablassen, aus Heiden Christen zu machen und das Unrecht durch das Recht zu verdrängen“ (S. 193). „Es ist so schwer für einen Statthalter, sich immer damit zu getrösten, daß Gott allein die Absicht mißt! Und wie glaubst du, daß meine Untertanen in dem neuen Indien mich hassen werden, wenn sie diese Gesetze lesen? — Viele werden dich hassen, viele werden dich segnen; der Segen ist stärker. . . . Der Kaiser lächelte traurig: Wo nimmst du, der so Furchtbares gesehen, diesen Glauben an die Menschen her? — Nicht an die Menschen, wiewohl ich sie doch nicht verachten kann, aber an das Recht. — Vielleicht, antwortete Karl, sollten wir nur an das eine glauben: an das Kreuz, das uns überall und in allen Dingen begegnet“ (S. 189).

Nicht nur in den politisch Handelnden dieser „Szenen“ treffen sich Macht und Gnade, auch andere Gestalten im bewegten Leben des Paters Las Casas stehen unter der Macht und leben aus der Gnade oder auf sie hin. Der Ritter Bernardino de Lares bekennt sich unter Las Casas’ immer wieder geduldigem Zuhören und heilendem Zureden zur Schuld, die er im Dienste der Macht begangen hat, und erfährt, wie die Gnade, in die er hineinwächst, schon über seiner Schuld stand; denn „aus aller Schuld kann Gnade werden, vielleicht ist darum soviel Schuld in der Welt“. Er erzählt die Geschichte der Sklavin Lukaya, die in ihrer Ohnmacht durch die Gnade mächtiger ist als ihr Herr, dessen Leben vor ihr im Innersten auseinanderbricht. „Es wurden zwei Stücke, die ich fortan auf gewaltsame Weise immer wieder zusammenfügen wollte, . . . nun hatte ich begriffen, daß etwas in ihr war, das mir

nie gehören konnte, und das ich achten mußte. . . . Sie hatte mich auf ihren Weg gezogen, und immer wenn ich ihr nachging, war es zu meiner Beschämung“ (S. 94, 95).

In der vollkommenen äußeren Machtlosigkeit dieses Mädchens wird die Übermacht der Gnade wirksam. So klingt in dieser und in anderen scheinbaren Nebengestalten der großen Bücher Reinhold Schneiders das Grundthema seines Gesamtwerkes auf und macht es bedeutsam nicht nur für die vergangene Geschichte, sondern auch für unsere gegenwärtige, in der er als ein Verkünder der Antwort steht auf die Fragen, die der Untergang uns aufgibt.

„Das Geleis der Welt führt in Ewigkeit über Katastrophen; unsere Gründungen brechen ein wie die Hütte, die ein Armer sich endlich baut, um sein Alter sicher zu verbringen. Nichts ist sicher, und am wenigsten das Alter mit seinem angstvollen Blick nach dem Tod“ (Philipp II., S. 83). In der Machtlosigkeit unserer Katastrophe hat sich die Geschichtswertung der „humanen“ Jahrhunderte entlarvt, so daß wir wieder ahnen, daß nicht das irdische Dauern und Glück und der Erfolg der Sinn des schwer entwirrbaren Rätsels der Geschichte sein kann.

Vor dem Beginn der „humanen“ Jahrhunderte, teils schon in ihm, steht die komplexe und umstrittene, aber so entschiedene Gestalt des spanischen Königs Philipp II. Sein Leben und Regieren, sein Volk und seine Zeit sind für Reinhold Schneider das Exempel für sein Thema¹³.

„Wir können für unser eigenes, der Geschichte ausgeliefertes Dasein nicht mehr von den Vorangegangenen erwarten als den Anblick der in der Geschichte begründeten Form, in der das Übergeschichtliche bezeugt worden ist. Philipp II. hat uns diese Form hinterlassen.“¹⁴

Philipp und sein Spanien, in ihnen ist Macht und Gnade eine einzige, lebendige, gültige Gestalt. Die Einheit beider macht ihre Größe aus. Der Gegensatz und Widerspruch beider bedingt die Gefährdung, die Tragik, die Schuld und den Untergang. Hier ist Geschichte mehr als Entwicklung zur Humanität, hier ist ihr großer Atem, der uns auf jeder Seite dieses Buches entgegenschlägt, weil das wahrhaft Menschliche so unmittelbar vor und in dem Göttlichen steht und sich bis in die Tiefe entscheidet. Der Verzicht Karls V., des verehrten Vaters, und sein Tod in der Weltferne des Klosters Yuste weisen dem Sohne die Richtung und geben ihm die Pflicht zur Macht unter der Gnade und das Maß ihrer Bewertung.

„In jenem verlassenen Kloster zwischen den Bergen erfüllte sich die menschliche Bestimmung, wurde das Diesseits rein für das Jenseits gelebt. Denn einmal darf es sich auch ein König gestehen: alle Pflichten und Ämter der Erde verlieren ihr Recht vor dem Leben in Gott“ (S. 59).

Beide, Vater und Sohn, „standen in einem Dienst, an dem ein Zweifel

¹³ Philipp der Zweite oder Religion und Macht (XXII u. 343 S.) 1. Aufl. 1931, 2. Aufl. 1938, Leipzig, Jakob Hegner.

¹⁴ Weltreich und Gottesreich S. 107.

nicht möglich war; und dieses Unbedingte, das nicht von subjektiven Vorstellungen, sondern vom Objektiven, von der ehrfürchtig angenommenen Offenbarung ausging, ließ sie alle Wechselfälle der äußeren Geschichte überdauern.“¹⁵

„Das ganze heiße Streben Philipps war, mit seinem Volke in die Ewigkeit zu gelangen, sein Volk mit der ihm anvertrauten Macht in den Bereich der Gnade zu führen.“¹⁶

„Der spanische König ist nicht der erste Diener des Staates, er ist der erste Diener Gottes. Er herrscht absolut, weil er ein Gehorchender ist. So wie dieser Staat, steigt das Sakramentshaus des Adam Kraft zu steilster Höhe auf: die überfeine Spitze, die sich schon zu verlieren drohte, neigt sich tief und demütig herab“ (S. 104). „Für Philipp ist der Heilige der höchste Mensch . . . sie sind die eigentlichen Erfüller der irdischen Existenz“ (S. 181). Als Gehorchender trägt der König, nicht als tarnende Phrase (wie wir aus bitterer Erfahrung heraus heute so leicht urteilen möchten), sondern als innerste Gewissensverpflichtung die Verantwortung für die staatliche und gnadenhafte Ordnung seines Reiches. Keine seiner Handlungen, kein Befehl steht außerhalb dieser Verantwortung vor dem lebendigen, im Sakrament täglich in die Geschichte eintretenden Gott, dem das bauliche Herz des Klosters Yuste und auch des Escorial gehört. In dieser Verantwortung hat die Härte seines Machteinsatzes ihre Erklärung und vor seinem Gewissen ihre Rechtfertigung. Nach der Katastrophe des Don Carlos schreibt der König: „Ich habe mich entschlossen, Gott mein eigenes Fleisch und Blut zu opfern, da ich den Dienst an ihm und dem allgemeinen Guten über alle menschliche Rücksicht stelle“ (S. 114).

Hier ist seine Größe und seine Tragik im Kampf mit Papst Paul IV. in der Durchführung der Inquisition und im Kampf um die Niederlande.

„Als persönlicher Förderer der Gegenreformation krönt der König sein Verteidigungswerk, ja er schafft damit erst den Hintergrund, der seinen Handlungen die notwendige, in das Ewige zielende Perspektive verleiht; zugleich bahnt er dem Untergang seines Thrones und seiner Macht den Weg. In dem Felde, das auszufüllen Philipps Epoche bestimmt war, überschneiden sich der Drang zur Macht und der Drang nach innen: beide kommen aus dem Quellgrund der Tradition; nun aber wird die erste Linie fallen, um die zweite steigen zu lassen. Das Tragische an der Stellung des Königs ist, daß eben die Tat, die ihn rechtfertigt, zu seiner Schuld wird“ (S. 186). Über den Untergang der politischen Macht Spaniens hinaus hat die Macht der Gnade in die Geschichte gewirkt durch die großen Heiligen Spaniens aus der Epoche Philipps: Franz von Borja, Ignatius von Loyola, Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz. Diese Innenseite der Herrschaft des Königs — Teresa nennt ihn einmal: unser heiliger König — ist auch in der Darstellung Reinhold Schneiders der Kern.

An der Gestalt Philipps erweist er, daß es keine harmonische Einheit,

¹⁵ Ebd. S. 57/58.

¹⁶ Ebd. S. 70.

keine reine glückhafte Lösung zwischen Macht und Gnade gibt, sondern immer Spannung, Anruf, Versuchung, Entscheidung, Schuld und Sühne. Denn der Mensch, der die Geschichte macht oder erleidet, ist nicht der erdachte, erträumte, aus einer idealistischen Theorie heraus ersehnte, sondern der wirkliche, der in jeder Generation neu sich darüber zu entscheiden hat, wer er sein will und wie er wirken oder leiden will in seiner geschichtlichen Stunde.

Die Gestalt Philipps ist deshalb so umstritten in der Geschichte — Reinhold Schneider widmet dieser Frage manche Seite und besonders das Nachwort, das auch eine bis auf den Grund gehende Auseinandersetzung mit Schiller und der deutschen Klassik enthält —, weil die Stellung zu ihr für jede Epoche ein Prüfstein wird ihres Verhältnisses zur Religion und absoluten Wahrheit.

„Philipp glaubt; es ist vielleicht schwer zu verstehen, was Glaube ist, eine Zeit zu begreifen, in der noch das Absolute gilt. Denn von Geburt an sind wir an viele Wahrheiten gewöhnt. Mit dem Nebeneinander der Religionen beginnt das Nebeneinander berechtigter Überzeugungen; nun bildet sich das Ideal der Universalität, des alle Weiten umfassenden Blicks. Mit gleichem Recht und Unrecht treten für uns alle Gedanken und Religionen auf; alle haben, worüber wir längst übereingekommen sind, nicht ganz recht. Aber die Vielfalt der geistigen Welt und die Fruchtbarkeit der Konflikte zwischen gleichwertigen Vertretern haben wir uns längst stillschweigend entschlossen, mit der Wahrheit zu bezahlen. Jene Vertreter alle sind ja nur Schauspieler in einem pantragischen Drama. Wir suchen den Reichtum und die Weite; das Spanien Philipps sucht die Eindeutigkeit und die Tiefe. In dem einen Schacht, wenn er tief genug getrieben wird, offenbart sich das Unsichtbare in seiner Fülle“ (S. 81).

Das Unsichtbare in seiner Fülle in der Geschichte aufzusuchen, zu zeigen und zu deuten, ist die Aufgabe, der das Werk Reinhold Schneiders sich immer dringender verpflichtet weiß. Das Unsichtbare in seiner Fülle, die Gnade in der Macht, nicht nur in einer Herrschergestalt, sondern im Leben eines Volkes und Landes von Generation zu Generation durch zwei Jahrtausende, ist das Thema des äußerlich und innerlich größten Werkes Reinhold Schneiders: „Das Inselreich, Gesetz und Größe der britischen Macht.“¹⁷ „Dieses Buch bemüht sich um das Sinnbild aller Geschichte, nicht deren Ablauf. Es möchte das auf Erden waltende Gesetz sichtbar machen durch das Medium des weltumspannenden Schicksals, das zu ergreifen das englische Volk kühn und stark genug war. Längst hat ja dieses Schicksal seine Träger dadurch noch einmal in Pflicht genommen, daß es sich zum Schicksal aller Völker erhob, die mit dem englischen eins sind in der Verehrung der höchsten Werte und Zeichen“ (Vorwort S. 10). Das Zeichen des Kreuzes ist aufgerichtet über dem Inselreich, und seine Geschichte wird gemessen an den Werten und

¹⁷ (574 S.) Leipzig 1936, Insel-Verlag.

erschüttert von der Tragik, für die das Kreuz Symbol ist, von Columban, dem königlichen Mönch von der Insel der Heiligen bis zu Newman, dem Kardinal. Christus ist das Schicksal des Empire von den christlichen Soldaten unter den Legionen Roms am Wall gegen Pikten und Scoten bis zu den Pilgervätern, die nicht aus politischen, sondern religiösen Gründen nach Amerika auswandern, bis zu John Wesley, der den Industriearbeitern, dem „wimmelnden Heer der Maschinenknechte, . . . den erkalteten Sklaven der Macht die Glut seiner Seele, die legte über die Welt reichende Sehnsucht und Hoffnung einhaucht“ (S. 551).

Die Form, die in der Werkgestalt Reinhold Schneiders mehr und mehr sich ausprägt, hier empfängt sie Namen und Zeichen des Herrn der Geschichte und gestaltet Seite um Seite dieser erregenden Darstellung. Um den Menschen, der in der Geschichte lebt und kämpft, „zu verstehen und mit ihm zu leben, bedarf es des festen Standortes, des Wissens um das Wesen des Menschen und seine Bestimmung. Dieses Buch hat seinen Standort gewählt in dem Bewußtsein, daß es vieles erschließen, manches aber verschließen kann, und in der Hoffnung, daß die Eindringlichkeit der Form entschädigen werde für die uferlose Fülle geschichtlichen Lebens“ (Vorwort S. 10).

Doch diese Form ist nicht Zwang von außen oder Tendenz, die immer die Wahrheit entstellt, sondern sie wird gefunden mitteninnen und verborgen in der „uferlosen Fülle des geschichtlichen Lebens“ dieses Werkes und wird in Bewertung und Einordnung, Sentenz und Urteil, lebensprühender Darstellung einer Episode (etwa des Brandes von London) oder einer geschichtlichen Persönlichkeit so herausgehoben und so verdichtet, daß das Innerste der Geschichte, die Macht der Gnade über der Macht der Mächtigen und in der Ohnmacht der Unterliegenden erkennbar wird: denn „Dichter sagen das Innerste der Geschichte aus und erscheinen darum in deren großen oder entscheidenden Zeiten, wenn ein Volk zurückblickt auf den durchmessenen Weg, um Abschied zu nehmen von der durchwanderten Landschaft und vielleicht von der Welt selbst, oder um sich dann zu wenden und unbekanntes Land zu betreten“ (S. 395).

So ist das „Inselreich“ keine Geschichte Englands und „will in keiner Weise dem Politischen dienen“, da „es nicht glaubt, daß die Sieger höheren Ranges als die Besiegten sind“. „Es möchte vielmehr durch das Medium der Schicksale, durch die Darstellung dreier wesentlicher Entscheidungen der englischen Geschichte die innere Gestalt sichtbar machen und zugleich auf das Gesetz verweisen, das über aller Geschichte waltet“ (Nachwort S. 554).

Die drei wesentlichen Entscheidungen der englischen Geschichte sind Entscheidungen des Glaubens: die Stunde, da Papst Gregor der Große „Britannien aufs neue und nicht durch das Schwert, sondern den Glauben mit Rom verband“, die Stunde, da Rom, „die sichtbar unsichtbare Gestalt allen geschichtlichen Seins“ nicht mehr verstanden wird im England Heinrichs VIII.,

die Stunde, da die englische Demokratie des 17. Jahrhunderts nicht als politische, sondern als religiöse Lebensform die Einheit des Inselreiches von innen her sprengt und sich in der Idee von der völligen Freiheit des gläubigen Einzelnen des amerikanischen Kontinents bemächtigt.

„Der Glaube verbindet sich mit der Macht; es ist in seiner Tiefe etwas, das aller Macht widerstrebt, und es ist in der Macht ein Zwang, der keinen Glauben achtet, und doch vermag im Abendland keine der beiden Gewalten zu bestehen ohne die andere. Sie durchdringen einander und suchen einander zu verschlingen; Priester werden zu Gewaltigen, Könige werden gewaltlos“ (S. 28).

In diesem wogenden Auf und Ab des Geschehens stehen wie gemeißelt und doch von innen lebendig die großen Gestalten der englischen Geschichte, Alfred der Große, Wilhelm der Eroberer, Heinrich VIII., Elisabeth, George Washington, Könige und Tyrannen, Heilige und Genießer, Märtyrer, Schwärmer und Rebellen, kleine Leute und Dichter, die der unentwirrbaren Fülle der Geschichte und ihrer Hintergründe die Sprache geben.

„Warum wäre der Jüngste Tag verheißen, wenn der Knoten der Welt nicht unauflösbar wäre; Schwert und Kreuz haben nichts gemein, und doch wird das Kreuz oftmals zum Schwert, um sich dann, auf errungenem Grund, wieder in den Feind des Schwertes zu verwandeln. Der Glaube sinkt ohne die Macht, die Macht ohne ihn. Zuletzt, jenseits der Welt, siegt der Glaube, wenn er die Welt ganz durchdrungen und überwunden hat; wenn er an ihr Ende und durch sie hindurch ganz zu sich selbst gelangt ist“ (S. 29). Es ist der Glaube in der Form Roms, der Sinn und Gestalt und Form der Macht wird.

„Wie in eine Brunnenschale, die ihren Reichtum nur abgibt, um sich wieder zu füllen, waren die Schätze der Völker in die heilige Stadt zurückgeströmt; die Gläubigen und die Büßer, die Schuldigen und die Verzichter, die Könige und ihre Edlen kannten kein höheres Glück, als diese Schalen zu füllen“ (S. 68). Aber die Mächtigen, auch unter der Gnade, sind Menschen. Die Macht fordert ihre ganze Verantwortung, ist aber auch immer wieder die große Versuchung ihres Lebens und Werkes. Nicht alle Könige herrschen und leben so in der Gnade, daß sie als Handwerksmann Gottes (S. 74), wie Alfred, die Macht üben.

„So eng war die Macht mit der Schuld verbunden, daß ein Mächtiger kaum dem Verdacht des Verbrechens entging“ (S. 89).

„Die Welt war in so schlimmem Stande, daß nicht das Recht, sondern nur die Schuld die Schuld vergalt“ (S. 95).

Ist es die Bestimmung der Könige, auch die Schuld zu tragen, zu verzehren im Dienst?“ (S. 121.)

„Schuld bleibt immer Schuld, auch wenn sie an einem Schuldigen geschieht; alle, die ihr verfallen, werden gerichtet“ (S. 126). „Diejenigen aber, die das Gesetz dann vertreten, wenn die Erde sich ihm nicht mehr fügen will, ja,

wenn dessen Zeit anscheinend um ist, erheben sich über die Erde; sie zeigen durch ihr Leben, daß das Bestehende nimmer vereinbar ist mit dem Höchsten, und treten sterbend aus dem Bannkreis der Schuld“ (S. 122).

Immer ist der Mensch das Objekt der Macht, aber gerade dann, wenn die Macht der Erde ihn total beansprucht und als der Herr seines Gewissens bedingungslose Unterwerfung fordert, dann ist der gerettet und frei, der unter der Macht der Gnade steht.

„Das Innerste, Heiligste des Menschen, um dessentwillen er allein lebt und gerechtfertigt werden kann, wurde von Heinrich VIII. der Aufsicht des Staates unterstellt, der doch nur Schützer dieses Lebens und seiner Werte, aber niemals Rechtfertiger ist“ (S. 285). „Als durch ein Gericht ohne Recht das Schicksal Thomas Mores entschieden wurde, da sprach durch den Mund des Verurteilten ein von der gesamten christlichen Vergangenheit erfülltes Bewußtsein zu sklavischen Richtern und sklavischem Adel, die, von der Dienstbarkeit verdorben und von der Gier und Angst erniedrigt, Krämerdienst auf dem Markte taten, statt im Innern der Kirche das Heilige zu hüten, die eigentliche Seele der Geschichte“ (S. 288). Wie ein starker, breiter, oft schwer übersichtlicher Strom, oft dunkel gurgelnd, geht die Geschichte der Macht des Inselreiches dahin. Die eigentliche Seele der Geschichte, das Reich der Gnade, wird immer wieder sichtbar und mächtig im Geschehen und in den Gestalten dieses großen Werkes Reinhold Schneiders, doch nicht nur für das, was war, sondern auch für das, was heute und immer in unserer Menschenwelt und -geschichte ist und geschieht. Denn „Dichter sagen das Innerste der Geschichte aus“ (S. 395). So hat Marlowe, der Dichter der gottlosen Macht des Schwertes, des Geistes, des Geldes, das geschichtliche Dasein ohne den Herrn der Geschichte als die eigentliche Hölle erkannt und bejaht. „For where we are is hell, and where hell is, there must we ever be“ (S. 398). So ist Shakespeare der Dichter der Macht vor der Gnade und deshalb der Tragik, die damit gegeben ist.

„Der Dichter, der die Geschichte in die tragische Form bannte, sah Schuld Schuld gebären ohne Ende; an ihm zogen die Könige und die Mächtigen vorüber, und es war keiner, der nicht eigene Schuld zu tragen hatte oder die der Väter; sie ist der Preis der Macht. Es war auch keiner, der nicht, indem er Schuld auf sich lud, wieder Rächer von Schuld wurde; freilich nicht nach eigenem Willen, sondern nach dem des verborgenen Lenkers aller Geschehnisse, vor dem sich zu beugen die Tragödie den Menschen lehren soll. Denn Tragik waltet nur, wo Gott über dem Menschen ist; und wenn auch der Handelnde Gott nicht erkennt oder sich an ihm versündigt, so muß doch der Dichter fromm sein. Das Gesetz der tragischen Form und die Verehrung der überirdischen Macht sind eins. Die Geschichte ist Gottes Gedicht“ (S. 400).

Deshalb ist nicht allein der Erfolg und der Ruhm der Nachwelt ihr Inhalt, sondern auch das in unserer Zeitlichkeit Unvollendete, Fragmentarische; auch Unglück und Untergang haben Bedeutung, und vielleicht sogar eine endgültig höhere als der Ruhm; sie haben „den hohen Ausdruckswert des Fragments,

das gerade deshalb die höhere Sphäre zum Klingen bringt, weil der emporgeschnellte Pfeil die Erde nicht wieder erreichen soll. Die Geschichtsschreibung beschränkt sich oft auf die nachträgliche Rechtfertigung des Erfolges, . . . denn die Nachwelt pflegt das Unglück schlimmer zu ahnden als das Unrecht“.¹⁸

Die Geschichte als Gottes Gedicht interpretiert uns Reinhold Schneider in seinen Werken. Die Strophe des Gedichtes, die wir selber in ihrem Entstehen durchlebten und durchlitten und noch durchleben und durchleiden, ist ungeheuer in Gehalt und Ausdruck. Die Erde hat sich aufgebäumt unter einer Macht und ihrem Sturz und bebt noch immer. Nicht mehr wahr ist, was Reinhold Schneider 1932 als Abschluß seiner drei portugiesischen Novellen schrieb, welche die Brüchigkeit der Macht entlarven: „Wir aber werden den Abend und Morgenschein noch auf den Dächern vieler Städte sehen, solange die Erde noch bebt; und wir noch trunken sind von Europa und von Europas mittlerem Reich.“¹⁹

Und wenn in einer Würdigung der formalen Metaphysik der Geschichte in den Werken Reinhold Schneiders im Jahre 1938 gesagt wird: „Kreuz als ‚Tod im Leben‘ ist noch Schwermut der Natur, zu gefährliche Versuchung einer Magie des Untergangs, wie Schneider selber spürt. Kreuz in Wahrheit und Wirklichkeit ist ‚Leben im Tod‘ und eben darum Auftrag und Sendung ins Leben hinein“²⁰, so steht in der Werkgestalt Reinhold Schneiders 1947 das Kreuz in Wahrheit und Wirklichkeit als „Leben im Tod“, als Gnade in der Macht. In diesem Auftrag und in dieser Sendung spricht der Dichter heute zu uns, nicht nur in den Sonetten und Kleinschriften, welche die Not der Menschen unmittelbar von ihm fordert, auch in den neuen Prosawerken, in denen das Thema „Macht und Gnade“ nach 1945 Gestalt wird. In der Erzählung: „Der Tod des Mächtigen“²¹ ringt die Gnade mit der Macht, Franz von Paola mit Ludwig XI. von Frankreich. Die ganze Weite und Fülle der Werkgestalt Reinhold Schneiders, wie sie hier gezeigt wurde, ist in die wenigen Seiten dieser Dichtung eingegangen, in denen der Heilige mit dem König spricht, für ihn betet, für ihn sich opfert und so aus der Schuld der Macht ihn rettet in die Gnade, aus dem Haß in den wahren Frieden.

„Darauf kommt es wohl an, daß des Menschen Glaube und Gottes Plan sich begegnen. Und jeder Tag der Menschen wäre gesegnet, wenn sie ihn anbrennen sähen wie den Jüngsten Tag. Herrschen soll, der glaubt und zu handeln vermag vor Christus. Aber ich habe nun in meinem Alter noch ein großes Stück der Welt gesehen, und alles, was ich sah, ist mir schwer auf die Seele gefallen. Die Schuld liegt wie ein Schatten darüber, und das Gericht steht unmittelbar bevor. Auch diesem Lande und namentlich seiner Kirche

¹⁸ Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg (211 S.), Leipzig 1937, Insel-Verlag, Nachwort.

¹⁹ Das Erdbeben (X u. 151 S.), Leipzig 1932, Jakob Hegner, Nachwort.

²⁰ Kreuz und Geschichte: Reinhold Schneider. Von Erich Przywara S. J., diese Zeitschrift, Bd. 134, S. 31 ff.

²¹ Freiburg i. Br. 1946, Herder-Verlag.

droht großes Unheil. Und schwerer kann Gott ja die Völker nicht strafen, als wenn er ihre Kirche trifft“ (S. 70). So spricht der Heilige. Der sterbende König aber mahnt den Dauphin: „Vergiß nie, daß du der Nachfahre heiliger Könige bist. Von Jesus Christus, dem König der Welt, hast du dein Königreich. Ich habe das von Jugend auf gewußt, aber ich möchte dir doch wünschen, daß dir die entsetzlichen Stunden erspart werden, da ich es erfahren habe. — Die Könige sollten — ihrem Richter — ähnlich sein. Sie stehen immer vor ihm, auch wenn sie es nicht wissen wollen. Mein Gott, es ist furchtbar, vor seinem Richter zu stehen und König zu sein angesichts des furchtbaren Königs der Welt!“ (S. 72.)

„Was ist Macht? Gottes Auftrag, teilzunehmen an der Regierung der Erde; sie kann nicht Eigentum sein, sie ist vielmehr ein Lehen und zugleich ein furchtbarer Prüfstein. Gott fordert den gerechten Verwalter: der Mächtige wird vor seinem Gericht erscheinen müssen, . . . um Rechenschaft abzulegen vor Christus, dem der Vater alle Macht und das Gericht übergeben hat.“²² „Unter dem Gebote der Macht dringt das geschichtliche Leben des Volkes durch die Zeiten: sie zerschmettert den, der sie zum Eigentum will; sie zieht den hinab, der sie nicht zu tragen weiß, sie erhebt den, der ihr dient. Sie ist nicht verderblich nach ihrem Wesen; vielmehr ist sie als Gnade gemeint, aber sie verdirbt einen jeden, der sich in ihren Bereich drängt oder in diesem Bereich zu leben sucht, ohne zu wissen, daß er auf die Gnade angewiesen ist. . . . Macht ausüben bedeutet eine besondere geheimnisvolle Bindung an Gott, die zu keiner Stunde ruhende Verpflichtung, sich in Bereitschaft für die Gnade zu halten. . . . Macht ist ein Teil eines unermesslichen Reiches des Herrn, und nur der Freie, der unter seinem Gewissen steht, wird ihr gerecht. Damit ist die einfache Antwort auf die viel umstrittene These, daß die Macht böse sei, gegeben. Die Macht ist nicht böse; denn Gottes ist alle Macht. Aber die Macht kann zur Versucherin werden; der Mensch, der dieser Versuchung erliegt, verfällt der Macht des Bösen. Denn wie dem Menschen die Macht seiner Freiheit, so ist dem Bösen Macht gegeben für die Zeit, indessen Gott über allen Mächten waltet; aus diesem geheimnisvollen Zusammenspiel ist das Drama der Geschichte gewirkt, ein Mysterium aus Schuld und Gnade, das erst in der Ewigkeit sich entschleiern wird. Auf das Gespräch mit der Macht kann der Geist eines Volkes nicht verzichten, wenn er das diesem Volke gemäße Wort ausprägen soll; er muß sich dem Werden und Wandel, dem Steigen und Fallen — und auch noch dem Untergange — in Wahrhaftigkeit stellen.“²³

An dieser Stelle stehen wir heute und müssen als Christen in all unserer Ohnmacht wissen: „Das Gebet ist der Schutzengel der Macht. . . . Als Beter ist ein jeder Christ bestellter Verwalter der Macht.“²⁴

„Über den Jahreszeiten der Macht, in tiefer Beziehung zu ihnen, wechseln die Sternbilder des Geistes; es ist eine Beziehung, deren Wesen wir eher

²² „Die Verwaltung der Macht“ in: Gedanken des Friedens, S. 108 f.

²³ Ebd. S. 110 f. ²⁴ Ebd. S. 114/115.

verlezen als bezeichnen würden, wenn wir sie in die Formel eines Gesetzes fassen wollten.“²⁵ Auch die Sternbilder des deutschen Geistes stehen in geheimer Beziehung zu den „Jahreszeiten der Macht“. In einer Arbeit des vergangenen Jahres über den Gang der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts hat Reinhold Schneider diese Beziehungen aufgewiesen und gedeutet. Die grauenvolle, vom lebendigen Gott gelöste, an Christus vorbeigehende Macht, deren Untergang wir zuletzt so bitter erfahren haben, hat sich immer zu rechtfertigen versucht aus der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts. So hat dieser deutsche Geist das Kreuz unserer Gegenwart mit aufgerichtet.

„Durch das Erfahrene hindurch und die ganze Not der Erfahrung — nicht etwa durch die Verleugnung der Not führt der Weg zu Christus, führt Christus, der Herr der Geschichte, die Menschheit und mit ihr die Kreatur und alles Geschaffene heim zu Gott. Wo das Kreuz steht, ist der Geist gefragt, ob er Christus sein will. Wider seinen Willen, unter der Gewalt der Gnade hat der Geist mitgeholfen an der Errichtung des ungeheuren Kreuzes dieser Jahre. Nun fragt ihn das Kreuz, ob er Christus sein will.“²⁶

Die Ehrfurcht vor dem Leben

Zu den Fragen um § 218

Von ALBERT HARTMANN S. J.

Das Strafgesetzbuch, das 1870 im Bereich des Norddeutschen Bundes eingeführt war und mit dem 1. Januar 1872 für das gesamte Gebiet des neugegründeten Deutschen Reiches in Kraft trat, übernahm in seinem § 218 eine Norm des bisherigen preußischen Strafrechts. Nur die Vorschrift der Berücksichtigung mildernder Umstände ist hinzugefügt; im übrigen wird die Abtreibung ohne Ausnahme wie im früheren Recht als Verbrechen betrachtet. Das entsprach dem Rechtsbewußtsein der Zeit, und die Urheber unseres Strafgesetzbuches haben sicher nicht gehant, daß gerade dieser Paragraph unter allen anderen am meisten und am lautesten umkämpft werden würde.

In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg waren es vorwiegend Juristen und Mediziner, denen das Gesetz problematisch geworden war. In Untersuchungen und Änderungsvorschlägen befaßten sie sich mit der Tatsache, daß das Vorgehen vieler Ärzte in bestimmten Konfliktfällen im Widerspruch stand zum geltenden Gesetz, ohne daß sie dafür vor dem Strafrichter zur Verantwortung gezogen wurden. Nach der Revolution von 1918 ist der Streit um § 218 in aller Öffentlichkeit geführt worden. Nun ging es nicht mehr nur um die Ausnahmen, die wegen der Gefahren, die für Leben oder Gesundheit der Mutter aus einer Schwangerschaft entstehen können, sich gewohnheits-

²⁵ Ebd. S. 111.

²⁶ „Die Heimkehr des deutschen Geistes“ (63 S.). Heidelberg 1946, Kerle.